Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 34

PDF erstellt am: **10.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646076

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Kinderglück. Von R. Heller-Lauffer.

Golden wogen reife Felder,
Dunkel blauen stille Wälder,
Wolken ziehen drüber hin.

Kindlein du, an meiner Seite,
Fühlst du, wie beschwingt ich schreite,
Ahnst du, wie voll Dank ich bin?

Doch du bückst dich ganz zu deinen
Blumen — Käfer — Schnecken kleinen,
Lösest dich von meiner Hand.

Musst die Blume froh umkreisen.
Weihst der Schnecke Jubelweisen.
Staunst ob Käfers Goldgewand.

Reihest die Schrittchen zum feiernden Reigen,
Musst das Köpfchen bald andächtig neigen,
Bald beugst vor Lust es weit zurück.

Klinge, feine Seele, schwinge,
Tanze, Menschenkindlein, singe,
Nimm von Kleinen grosses Glück.

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 5

O, wie brannte die Frühsommersonne damals heiß und drückend auf den unterm Rebenbord hinlaufenden Trottenacker herab! Wie war das Rübenjäten mühselig! Von dem ewigen Bücken, von dem scharfen Achtgeben auf die vom Unkraut überwucherten Nutzpflänzlein konnte einem ganz zwirbelig werden. War es ein Wunder, daß sie nach dem Vesperimbiß hier auf dem Bänklein einnickte. Und war es etwas Gescheites von Ehrhard Fenner, der damals eben von der landwirtschaftlichen Schule in die Ferien heimgekehrt war, daß ihr der die Zöpfe mit einer Schnur am Baumstamme festband und sie dann mit einem scharfen Fingerpfiff aufschreckte? Sie hätte freilich nicht heulen sollen wie am Spieß, dann wäre dem Uebeltäter die scharfe Zurechtweisung von seiten der Bäuerin erspart geblieben. So sehr hatte er sie deswegen gedauert, daß sie am Abend verstohlen bei ihm Abbitte tat. Es sei ihr nicht recht, daß sie so gebrüllt habe, von Wehtun keine Spur. Er hat sich umgesehen und dann zu einer saftigen Ohrfeige ausgeholt, die freilich schon in der Luft abflaute und zu einem gelinden Stüberchen wurde. Sie lächelte ihn unter Tränen an; da sagte er überlaut: „Du bist ein Hexlein!" worauf er rasch hinter der Scheuerecke verschwand.

Und nun taucht gleich einem in Abendferne zitterig erwachenden Lichtlein die Erinnerung in ihr auf, daß sie in jener Nacht von Ehrhard Fenner geträumt. Einen ganz wunderlichen Traum. Auf einem schmalen Wiesenpfad sind sie im Grillensang Hand in Hand nebeneinander hergegangen, und er hat ihr ins Ohr geflüstert: „Jetzt bist du meine Kranzjungfer."

Wie sonderbar — als hätte der Fenner sie auf ihrem kleinen Spaziergang ins Vergangene ungesehen Schritt für Schritt begleitet, legt er nun unversehens eine Frage in die Stille hinein: „War das nicht eine Heldentat von mir, die Ohrfeige damals?" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fügt er hinzu: „Heut wärest du wohl imstande, so etwas zurückzugeben. Eines möchte ich jetzt aber doch gern wissen: ob du noch keine Schwielen gekriegt hast." Er faßte ihre Linke und sieht sich die Handfläche prüfend an. „Alle Achtung!" anerkennt er wohlwollend. „Wenn du einen Hut anhättest, wollte ich dir eine Ehrenmeldung daraufstecken."

Und nun umspannt er ihren bloßen Oberarm mit seinen starken Bauernfingern. „Schade, daß man die Mähmaschine hat. Du könntest manches eingebildete Mähderlein schwitzen lehren, vielleicht auch den breitmauligen Urech."

Die Hand tut sich wohl. Und sie streift den aufgestülpten Leinenärmel sogar unmerklich ein wenig zurück. Liesbeth möchte abwehren und wagte es nicht. Aber da sitzt er schon wieder wie ein Fels an seinem Platze und füllt sich ein Pfeifchen ein.

Was ist denn nun Besonderes gewesen? Nichts. Die Sonne malt ja Kringeln auf die Bank zwischen ihm und ihr. Die Bäume im Herrengrund, das Dorf, der Kirchturm, sie

alle tun gar nicht dergleichen, als ob ihnen irgend etwas aufgefallen wäre. Und selbst der Fink im Baum, der es gesehen hat, singt sein Lied fast noch heller als zuvor. Die Magd Liesbeth Gander denkt bei sich: Ich muß allweg ein recht einfältiges Ding sein, daß ich mir solche Sachen gleich zu Kopf steigen lasse. Ein Tag, dann weiß er von allem nichts mehr!

Die beiden schaffen nun wieder mit gelassenem Fleiß, er heiter und aufgeräumt, sie noch immer unfrei, wie von einem unsichtbaren Netz umstrickt. Er weiß zu berichten, daß die Scheuchin auf dem Schimmelberg, die ehemalige „Partie", den jungen Nachbarsohn lieber sehe, als ihr verschrumpftes Hampelmännchen. Kein Wunder. Und ihren Vater, der dem Profit zulieb trotz seinen Hinkebeinen immer noch die Gemeindestiere halten wolle, habe heut morgen so ein Muchel an die Brunnensäule gedrückt. Wenn die nicht nachgegeben hätte, so wäre es mit ihm ganz ausgewesen, statt bloß halb.

Liesbeth vernimmt alles fast wie aus einem Traum heraus. Sie hätte ihn gern einmal verstohlen ansehen mögen; aber sie wagt ihre Augen nicht zu erheben.

Und nun fängt er wahrhaftig von Urech Breiters Werbung an. „Du könntest also jetzt eine Braut sein, wenn ich recht gehört habe vorgestern? In diesem Fall wäre es aber doch schade um dich."

Ihr erster Gedanke ist: Hat der Knecht vielleicht darum heute Kies führen müssen? Sie legt sich Worte zurecht, doch es will ihr keines passen.

„Er ist dann, beiläufig gesagt, nur noch bis am Sonntag da", fährt er gelassen weiter. „So ein ungeputzter Holprian!"

Sie empfindet das zage Bedürfnis, für den Knecht ein paar Worte einzulegen, hat er ihr doch in seiner hilflosen Abgesägtheit heute fast ein bißchen leid getan. Da kommt der Dienstbub Ruedi den Rebensteig herauf und berichtet, der Meister müsse heimkommen, der Händler Beerli sei da wegen dem Bauholz im Loograben.

Die Magd sieht den Abwärtsschreitenden verstohlen nach, bis sie hinterm Bord der Sädelwiese verschwunden sind. Dann geht sie die paar Schritte nach der Steinbank hinab und setzt sich an den Platz, den sie vor kurzem verlassen hat. Nur so im Vorbeigehen, sie will bloß einen Augenblick nachdenken. Sie betastet ihren blanken Arm und kostet den leisen Schauer nach. „Es ist gut, daß ich jetzt weiß, wie es mit mir ist", sagt sie leise zu sich selber. „Ich kann nicht neben ihm sein."

Die Lohnerhöhung.

Der Tod hat auf dem Zelghof Einkehr gehalten; die alte Fennerin hat sich zur Ruhe hingelegt. Zu allen Zeiten der Arbeit verschworen, hat sie sich keine Vorrast ausbedungen, sie hat einfach die Hände gefaltet: es ist genug. Ueber die Heuernte ist sie noch dem Haushalt vorgestanden; was war da zu machen? Mit der Jungbäuerin war es doch so weit gekommen, daß sie ihrer Gebresten wegen in ein Heilbad hatte verbracht werden müssen.

Liesbeth half der alten, bewährten Dorfköchin Anne Kobel beim Zurüsten des großen Trauermahles. Wie gern hätte sie der einzig-guten Frau, die ihr ja fast eine zweite Mutter gewesen war, die letzte Ehre erwiesen! Doch sie wagte dem Fenner ihr inniges Anliegen nicht vorzubringen; noch weniger die von Woche zu Woche hinausgeschobene Kündigung. Nein, das ging jetzt wohl nicht an. —

Das Mahl ist vorbei. Die Trauerleute haben sich, Trüpplein um Trüpplein, verabschiedet. Viel, viel Gutes haben sie von der Toten gesagt; gegen das Ende hin, als der rote Leuenhalder zu wirken begann, ist dann freilich nicht mehr viel von ihr die Rede gewesen. Man hat dem Zelghofer Glück gewünscht zu den guten Berichten, die von seiner Frau eingetroffen sind. Man hat von den steigenden Viehpreisen gesprochen, von den Weinaussichten, vom schönen Stand der Weizenäcker. Schwestern und Schwäger des Bauern sind zwischenhinein einmal mit diesem etwas beiseite getreten und haben eine eigene kleine Unterhaltung geführt, von welcher der Fenner sichtlich wenig erbaut war. Händespreizen, Achselzucken, Augenblinzeln von Gesicht zu Gesicht. Die Frauen waren fast noch eifriger bei der Sache, als die Männer; erst beim allgemeinen Aufbruch, so beim letzten Händedruck haben sie es dann noch einmal ein bißchen mit dem Augenwasser zu tun bekommen.

Das ist nun alles vorbei. Auch das Klirren des in Schrank und Spind versorgten Tischgerätes ist verstummt, und die redselige Kochfrau Anne hat sich mit ihrem Korb voll leckerer Abfallbissen und einem harmlosen Schwipslein heimbegeben.

Es ist seltsam still geworden in dem großen Hause. Der Abend dämmert schon in die mit Birnbaumholz getäfelte Stube herein. Die Magd Liesbeth hat eben das letzte aufgeräumt und steht nun säumig an das kühle Gebäude des grünen Kachelofens gelehnt. Obgleich alles wieder an seinen Platz gerückt ist, scheint sich der Raum noch nicht zurecht gefunden zu haben. Sie hört immer noch die Stimmen der Leidleute, wie sie zuletzt laut und ohne jede Hemmung durcheinander tönten, sogar hin und wieder von einem Lachen überrollt. Hat man der Heimgegangenen nicht zu wenig Ehren angetan? Sie selber wohl am wenigsten, sie hat ihr ja nicht einmal das Geleite gegeben.

Plötzlich zuckt ein schwerer Gedanke in ihr auf: Wenn nun mit der stillen Frau dein guter Geist aus dem Hause gegangen wäre? ... Unter ihren Augen hat sie sich immer geborgen gefühlt. Und wenn sie auch nichts dafür konnte, daß Schaffen und Leben in des jungen Meisters Nähe einen andern Sinn bekamen, so war die zitternde Unruhe doch jeweilen bald wieder von einer klaren, schönen Sicherheit überwunden und jede Unbotmäßigkeit des Herzens leise weggebannt.

Da geht die Tür zur Hinterstube auf; Ehrhard Fenner steht in der Türöffnung. Sie schämt sich, daß er sie müßig trifft und will gehen.

„Bleib nur, Liesbeth, ich hätte etwas zu reden mit dir", sagte er wohlwollend, aber im Tone des Meisters.

Nun erst bemerkt er, daß sie geweint hat. Er tritt näher zu ihr hin. „Was hast du denn?"

Sie kann nicht gleich Bescheid geben. „O — sie ist doch so gut mit mir gewesen", bringt sie endlich mit mühsam unterdrücktem Schluchzen hervor.

„Mit mir auch. Aber jetzt ist es halt so. Meinst du, das sei ein Scherz für mich? Wenn dazu die andern schon erben wollen, bevor sie recht unterm Boden ist."

Einen Augenblick hat die Stille das Wort. Er steht nun neben ihr, Arm an Arm, an den Ofen gelehnt. „Also — da ist jetzt nichts zu machen, wir müssen sehen, wie es geht", fährt er zu reden fort, fast im Geschäftston. „Einstweilen bist du die Bäuerin; du kennst dich in allem aus. Du hast zwei Franken mehr in der Woche, als bisher. Das ist billig und recht. Und morgen kommt das Lidy Stäbler ins Haus, damit du eine Hilfe hast. Sie ist noch fast ein Kind, aber du wirst sie schon anleiten können. Gelt, das machen wir so?"

Er hat ihre Hand leise tastend erfaßt, er spielt behutsam mit ihren Fingern und gibt sie wieder frei. Sie weiß, daß er jetzt den Arm um ihren Hals legen wird; sie möchte sich ihm entziehen, aber der süße Wunsch ist zu mächtig in ihr, sie muß das wunderliche Wunder über sich ergehen lassen.



C. Liebich: Beim Grossmütterlein.

Der Arm schließt sich behutsam fester. Sie stehen nah aneinander geschmiegt. Sie küssen sich. Der Bauer die Magd, die Magd ihren Herrn.

„Warum bist du mir so oft aus dem Wege gegangen — seit damals?" fragt er nach einer Weile. Es liegt ein verhaltener Vorwurf in seiner Stimme.

Sie denkt: Er weiß es ja schon, sonst würde er nicht sagen: „seit damals."

Als hätte sie das laut ausgesprochen, fährt er jetzt ohne jede Erregung, ja mit einer gewissen Gelassenheit zu sprechen fort: „Du hast nichts zu ersorgen. Wir zwei wissen schon, was sich schickt. Aber gegen das Gernhaben ist kein Tee gewachsen. Du hast es mir schon als halbes Kind angeworfen. Da hat es halt wiederkommen müssen."

Sie hat sich frei gemacht und steht nun mitten in der Stube, halbwegs von ihm abgewendet. „Es wird jetzt halt doch nur eines geben: Ihr müßt mich von hier fortgehen lassen."

„Darüber wollen wir am Morgen reden", kommt es vom Ofen zurück. Dann geht der Fenner nachdenklich hinaus, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen.

Morgen — was ist morgen? Morgen ist ein nagelneuer Welttag. Morgen heißt: Stärke. Morgenmut heißt: Lächeln können über sich selber, über Dinge, die einem gestern schwer und unerhört vorgekommen sind.

„Wir zwei wissen schon, was sich schickt." Dieses Wort hat die Magd Liesbeth Gander früh beim Aufstehen leise zu sich selber gesagt. Sie hat es sich wie ein Talisman umgebunden und fühlt sich mit ihm gefeit und geborgen. Und in einigen Wochen soll ja die Frau heimkommen, dann wird alles wieder recht sein. Dann kann sie vom Zelghof weggehen, ohne daß sich die Leute darüber aufhalten, wie das jetzt geschehen würde.

Wenn sie der Fenner nun aber beim Wort nähme? Wenn er ihr heute den Lohn auf den Tisch hinlegte: „Da — wenn du doch so eine Angst hast vor mir! Wir werden uns schon helfen."

Unnötige Sorge, der Zelghofer muß ja wohl klüger sein, als ein einfältiges Mädchen es ist. Wie sicher und kühl steht er vor ihr und vor den Leuten da! Er kann ihr in fremdem Herrenton Befehle geben; ja selbst ein Wort des Tadels muß sie bisweilen vor den Ohren der andern Dienstboten klein und beschämt hinnehmen, so daß sie sich im stillen ernsthaft fragen muß: Ist denn einmal etwas gewesen, oder habe ich nur geträumt?

Aber mit den Wochen weiß er es doch hin und wieder einzurichten, daß das Dienstmädchen Lidy noch spät am Abend im Dorf etwas zu besorgen hat. Unversehens steht er dann wie ein Schatten neben ihr in der Küche und zieht sie mit sanfter Gewalt neben sich auf die Herdbank nieder. Er kann sich nicht genug tun mit Umfangen und Küssen, also daß auch in ihr die erste, zage Scheu allmählich erlischt. Spät am Abend sitzt sie dann gewöhnlich noch ein Stündchen bei ausgelöschtem Licht in ihrer Kammer und verarbeitet gute und schwere Gedanken in sich. Sie wünscht, daß die Frau bald heimkomme — und wünscht es nicht ...

(Fortsetzung folgt.)